

Nr. 74. Bydgoszcz/Bromberg, 31. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von

Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(27. Fortsetzung.) ———

Francie, die ihre Waffe hinter dem Rücken verbarg, trat einen Schritt auf ihn zu: „Was wollen Sie? Warum antworten Sie nicht?"

Da grinste der Mann und antwortete in seinem schlechten Kreolenenglisch, daß er nichts verstanden habe.

„Ich fragte Sie doch auf spanisch."

Der Mulatte zuckte die Achseln und überreichte ihr den Brief. Es war ein verschlossener Umschlag, längliches Geschäftsformat. Sie las die mit der Maschine getippte Anschrift: „Miß Alice Lißner, Hotel Imperial, Zimmer 42."

„Warum ließen Sie den Brief nicht durch einen Pagen heraufbringen?" fragte Francie.

„Ich Antwort warten."

Er blieb bei seinem schlechten Englisch. Dabei hielt er ihr ein längliches Stück Messing entgegen, in das ein Wappenstempel eingeprägt war.

Francie stutzte: „Sie gehören zur Polizei?"

Der Mulatte grinste.

„Warten Sie hier draußen", sagte Francie, ging in ihr Zimmer zurück und schloß die Tür hinter sich.

Alice, sehr erregt, flog ihr entgegen: „Was ist es, Francie?"

„Draußen steht jemand, dem ich aufs höchste mißtraue, obwohl er mir eine Polizeimarke vor die Nase hielt. Bitte, lies den Brief. Er wartet' auf Antwort."

Alice riß den Umschlag auf. Das weiße Papier war ohne Aufdruck, der Brief mit der Maschine geschrieben und in englischer Sprache abgefaßt:

„Ich schicke Ihnen meinen Chauffeur. Ich glaube, endlich die richtigen Leute gefunden zu haben und möchte sie Ihnen gegenüberstellen. Beeilen Sie sich bitte! Ihre Freundin, Miß Mirror, darf Sie begleiten.

Quintara."

Die Unterschrift war wie gestochen: hohe, steile und sehr deutliche Buchstaben.

„Und du glaubst", fragte Alice, „daß alles . . ."

„Daß alles Schwindel ist", antwortete Francie und verfiel in Nachdenken.

„Einen so schlechten Eindruck macht der Chauffeur auf dich? Wer sollte sich diesen Schwindel denn mit uns erlauben?"

Francie kam wie aus einem Traum hoch. Sie seufzte: „Du bist ein Kind. Natürlich deine Gegner — die beiden Kubaner. Wenn ich doch nur den richtigen Weg finden könnte! Setzten wir uns in den Wagen, dann kämen wir allerdings am schnellsten ans Ziel. Aber es wäre höllisch gefährlich."

Alice schüttelte den Kopf.

„Begreifst du denn nicht", fragte Francie, „daß man uns in eine Falle locken will? Man möchte uns das Genick brechen. Seit gestern sind sie hinter uns her."

„Ich verstehe nicht, wieso . . ."

„Sie bereuen, Alice, daß sie dich in jener Nacht freigaben. Sie sehen ihren Fehler ein und wollen ihn korrigieren. Sie fürchten ihre Verhaftung. Und daß du ihnen dann gegenübergestellt würdest. Dann wären sie nämlich verloren. Du bist der einzige Mensch, der sagen kann: die beiden waren es. Und von mir wissen sie, daß ich ihnen keine Ruhe lasse."

„Du glaubst also . . .?"

„Daß sie uns entführen wollen! Vielleicht ins Innere der Insel."

Alice starrte ihre Freundin an: „Da gibt es doch nur eins: Quintara anrufen, den Chauffeur verhaften lassen."

„Eine größere Dummheit können wir gar nicht begehen, mein Schäfchen. Sobald der da draußen hört, daß wir telephonieren, wird er verschwinden. Nein, es bleibt uns nichts anderes übrig, als dem dunklen Ehrenmann zu folgen."

„Und dann?"

„Das mußt du schon mir überlassen. Ich hoffe, einen Ausweg zu finden."

Francie Mirror lächelte mit großen Augen vor sich hin und strich sich mit der Hand gedankenvoll über das kurzgeschnittene braune Haar.

In diesem Augenblick klopfte es wieder leise an die Tür.

„Er verliert die Geduld", sagte Francie, wir müssen gehen."

Doch Alice zauderte noch: „Ist es nicht allzu gefährlich, Francie? Ich sage es nicht meinetwegen. Nur wenn uns wirklich etwas geschieht, so ist Tom verloren."

„Verlaß dich auf mich! Vielleicht täusche ich mich auch und der Mensch bringt uns wirklich zu Quintara."

Sie setzten schnell ihre Hüte auf. Francie verbarg ihre Waffe in der Handtasche. Dann öffnete sie die Tür.

Der Mulatte grinste und verbeugte sich tief.

Als sie hinter ihm die Hotelhalle durchschritten, sahen sie Peggy mit Baillie und dem Antiquitätenhändler Lawton beisammensitzen. Peggy entdeckte sie sofort und stürmte auf sie zu: „Gibt es etwas Neues?"

„Nichts", antwortete Francie. Der Mulatte war gleichfalls stehengeblieben.

Als sie weitergingen, nützte Alice die Gelegenheit aus, Peggy zuzuflüstern: „Sofort den Untersuchungsrichter anrufen! Sagen Sie ihm, daß wir den beiden Kubanern auf der Spur sind. Aber gleich, Peggy — hören Sie?"

Peggy verging die Sprache.

Die kleine Gruppe erreichte den Ausgang. Unten stand ein großer, eleganter Privatwagen, ein Viersitzer. Das Verdeck war geschlossen.

„Herunter mit dem Verdeck!" verlangte Francie. „Glauben Sie, daß wir ersticken wollen?"

„Es macht viel Umstände, Senorita."

„Arbeiten Sie nur! Wir haben Zeit."

Der Mulatte überlegte einige Sekunden. Schließlich bequemte er sich, das Verdeck zu öffnen. Es waren nur

wenige Handgriffe. Als er damit fertig war, riß er den Schlag auf.

„Ich sitze neben Ihnen", sagte Francie.

„Es wäre unter Ihrer Würde, Senorita."

„Das zu entscheiden, müssen Sie mir überlassen. Komm, Alice, steig du nur ruhig hinten ein."

Der Mulatte wand sich. Es wäre in Havanna streng verboten, daß eine Senorita neben einem Chauffeur sitze, und er könne es keinesfalls dulden. Francie schnitt ihm das Wort ab: „Dann bleiben wir zu Hause. Steig wieder aus, Alice!" Sie sagte es so energisch, daß der Bursche plötzlich nachgab.

Die Fahrt begann. Der Mulatte fuhr ein rasendes Tempo, die Häuser flogen nur so vorbei. Bald hatten sie das Stadtinnere hinter sich, sie sausten durch die Vorstädte.

*

Der Portier des Nachtlokals „Kolibri" war ein junger Neger von riesenhaftem Wuchs und sehr aufrechter Haltung. Er hatte, als die Polizeibeamten an diesem Morgen in seiner Behausung erschienen waren, um ihn aus dem Bett zu holen, sofort seine weiße Leinenuniform angelegt, deren goldstrotzende Fangschnüre ihm prachtvoll über der Brust lagen. Er war fest davon überzeugt, daß die Uniform seiner Aussage bedeutendes Gewicht verleihen würde.

Mit würdiger Miene betrat er das Zimmer des Untersuchungsrichters, knickte dann aber in einer demütigen Verbeugung zusammen. Neben Rojas stand Quintara.

Der kleine gelbe Kommissar ging rasch auf den Neger zu und sprang ihn an wie ein Löwe. „Sie haben gelogen!" brüllte er.

Dem Nigger verging die Sprache; sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse des äußersten Schreckens.

Nun kam auch Rojas heran. Er griff nach den goldstrotzenden Fangschnüren des Portiers und betrachtete sie lächelnd: „Mein lieber General — heraus mit der Wahrheit! Sonst geht's dir außerordentlich schlecht."

„Herr", stammelte der Neger, „ich war betrunken. Ich habe wirklich nichts gesehen."

„Das glaube ich dir schon", antwortete der Richter milde, „trotzdem hast du etwas verheimlicht und das ist dein Fehler. Wer war es, der dich betrunken machte? Wer überredete dich, deinen Posten zu verlassen, he? Mit wem warst du hinten im Schankraum und wer zahlte die Zeche? Du siehst, mein Sohn, wir wissen alles, uns bleibt nichts verborgen. Wir wissen genau, daß dich jemand fortlockte und wir kennen ihn auch. Heraus mit der Sprache!"

Damit gab er die Fangschnur frei. Der Neger richtete sich auf — und grinste: „Es stimmt, Herr."

„Warum hast du's heut nacht nicht gleich gesagt?" mischte sich Quintara ein.

„Weil mich keiner danach gefragt hat."

„Erzähl es uns", sagte Rojas, „wie war es?"

„Da kam jemand auf mich zu", berichtete der Neger, „es war schon nach Mitternacht. Er forderte mich auf, einen mit ihm zu trinken. Und weil's schon so spät war, ließ ich mich drauf ein. Wir haben hinten einen kleinen Ausschank für die Chauffeure."

„Ist dir die Sache nicht seltsam vorgekommen?"

„Hab' nicht drüber nachgedacht, Herr. Da sind manchmal Chauffeure, die einen Rum ausgeben oder einen Whisky."

„Aber der Mann war doch kein Chauffeur."

„Nein, ein Herr."

„Er gab dir soviel zu trinken, daß du nicht mehr auf den Beinen stehen konntest?"

„Ich versteh's auch nicht", murmelte der Neger, „ich vertrag' sonst viel. Vielleicht hat er mir was in den Rum getan."

„Du legtest dich dann einfach schlafen?"

„Ja, wir haben hinten einen leeren Schuppen. Es ist keinem aufgefallen, daß ich nicht auf dem Posten war. Der Chef war auch betrunken."

„Ein Musterbetrieb", sagte Rojas, „komm mal an den Tisch, mein Sohn. Ich möchte dir den Mann zeigen, der dich betrunken machte."

Rojas zog die Tischlade auf und holte ein Photo hervor, das er dem Neger zuschob. Der beugte sich auf das Bild herunter, grinste, nickte vor sich hin und sagte leise „Ja, der war's."

„Du täuschst dich auch nicht?"

„Nein, Herr — der war's bestimmt. Ein Amerikaner. Er konnte nur wenige Brocken Spanisch."

Rojas warf einen triumphierenden Blick zu Quintara hinüber. Er hatte dem Neger das im Gefängnis aufgenommene Photo Thomas Howards gezeigt.

„Hinaus mit dir!" sagte Rojas. „Kannst nach Hause gehen. Aber halte dich zu unserer Verfügung! Vielleicht brauchen wir dich noch."

Als der Bursche die Tür hinter sich geschlossen hatte, fragte er heiter: „Nun, Quintara — was sagen Sie jetzt?"

„Ich bin enttäuscht."

„Warum?"

„Ich habe mir eingebildet, daß der Mann im Frack, der Kubaner, den Neger betrunken gemacht hat."

„Aber lieber Freund — ist es so nicht viel besser? Vielleicht führte Howard die Tat ganz allein aus. Nehmen wir doch ruhig unsere beiden Landsleute aus der Kombination. Wir vereinfachen dadurch das Verfahren."

In diesem Augenblick läutete das Telephon. Rojas meldete sich. Jemand redete auf ihn ein. Die Miene des alten Herrn verdüsterte sich. Schließlich sagte er kurz: „Es ist gut. Kommen Sie in einer halben Stunde." Und hängte ab.

Dann fuhr er sich nervös durch das buschige weiße Haar: „Eine neue Wendung, Quintara. Sie kennen doch Wachilla — es ist der Anwalt Howards. Eben sprach er mit Howard. Der Amerikaner widerruft sein Geständnis."

„Wir werden ihn sofort mit dem Neger konfrontieren", erwiderte der Kommissar, „dann bricht er bestimmt zusammen."

Abermals klingelte das Telephon. Diesmal meldete sich eine englisch sprechende Dame.

Es war Peggy Howard.

„Ich soll Ihnen etwas ausrichten", sagte Peggy, „Miß Mirror läßt Ihnen durch mich sagen, daß sie dem wirklichen Täter auf der Spur ist."

„Ich verstehe Sie nicht", stammelte Rojas.

Peggy wiederholte ihre Worte und sie setzte noch hinzu: „Wollen Sie noch mehr wissen, Sir?"

„Gut, erzählen Sie schon!"

„Miß Mirror und Miß Lißner sind eben aus dem ‚Imperial' abgeholt worden. Der Chauffeur gefiel mir nicht. Übrigens hatte das Auto die Nummer 4300. Ich habe sie mir genau gemerkt."

In diesem Augenblick schrie Quintara, der dem Gespräch mit Hilfe eines zweiten Hörers gefolgt war: „Teufel, das ist meine Nummer!"

Rojas legte die Hand über den Hörer und starrte Quintara fassungslos in die Augen: „Wo ist Ihr Wagen?"

„Ich bin eben mit ihm gekommen", antwortete der kleine Kommissar erregt und lief schon auf das Fenster zu. Er zog die Jalousie in die Höhe und zeigte hinunter: „Dort steht er. Mein Chauffeur sitzt am Steuer. Exzellenz können sich selbst überzeugen."

Rojas griff sich an die Stirn. Dann rief er in den Hörer hinein: „Täuschen Sie sich auch nicht, Miß Howard? Hatte der Wagen wirklich die Nummer 4300?"

„Ich schwöre es Ihnen", sagte Peggy.

„Danke. Halten Sie sich bitte im ‚Imperial' zu meiner Verfügung."

Rojas knallte den Hörer in die Gabel. Dann stand er hinter der spiegelblanken Platte seines Schreibtisches und starrte finster vor sich hin.

Plötzlich schrak er hoch: Der Wagen mit der gefälschten Nummer muß sofort aufgehalten werden!"

„Das ist nicht so einfach, Exzellenz. Sie kennen doch unsern starken Verkehr."

„Unsinn! Sämtliche Straßen, die ins Innere führen, sind abzuriegeln. Ganz Havanna ist zu durchsuchen! Wenn Sie es nicht schaffen, Quintara, dann fliegen Sie, verstanden?"

Der kleine Kommissar knickte zusammen: „Zu Befehl, Exzellenz!"

(Fortsetzung folgt.)

Himmelsleiter und Schusterkugel.

Was uns ein Wiener Museum zu erzählen weiß..

Von Ludwig Voß-Harrach.

Wußten Sie schon, daß es mehr als 200 Arten von Plattfußkrankheiten gibt? Daß indische Sandalen nicht weniger als elf Sohlen aufweisen? Daß man Absätze von 32 Zentimetern Höhe kennt? Solche Seltsamkeiten kann man in einer Wiener Sammlung bewundern. Sie gehört einem Privatmann, einem Schuhmacher, namens Ludwig Schmidt, aber sie ist von einer Reichhaltigkeit, daß man staatliche Unterstützung hinter ihr vermuten sollte. Zu Unrecht allerdings . . .

Wer 200 Arten von Plattfüßen kennt, ist natürlich ebenso sehr Arzt wie Schuhmacher. Und wenn uns der Wiener seine Sammlung vor Augen führt, darf er sich gar zu einem guten Teil als Geschichtsforscher bezeichnen. Er besitzt nicht nur die Hausschuhe des Kaisers Franz I., sondern auch den Tanzschuh der Fanny Elßler und den Ballschuh der Fürstin Metternich. Ihm gehört ferner die drei Jahrhunderte alte Fußbekleidung eines Perserfürsten, die aus grauem Haifischleder besteht, mit Kupferdraht genäht ist und einen Absatz aufweist, der wie ein Ziegenfuß geformt wurde, weil er als Sporen für die Maultiere dienen sollte. Als Waffe war auch der Absatz an einem orientalischen Frauenschuh gedacht, der die Kemenate der Weiblichkeit vor Eindringlingen bewahren sollte. Die indischen Sandalen mit den elf Sohlen waren ein besonders wirksamer Schatz gegen spitze Steine. Was der Absatz von 32 Zentimetern Höhe bezweckte, fragt man allerdings vergeblich. Einen gewissen Trost gewährt die Tatsache, daß dieser aus dem Jahre 1904 stammende Stöckelschuh die Kleinigkeit von 300 Goldkronen kostete. Teuer waren auch die Bergschuhe, die für die Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873 angefertigt wurden. Sie bestanden aus schwarzem Seehundleder, die vielfach in zehn Schichten übereinander lagen. An ihnen soll, wie Rober Breuer in einer Wiener Zeitung berichtet, der Meister sieben Tage lang gearbeitet haben. Und zwar erhielt er für jeden Tag zehn Gulden. Siebzig Gramm wiegen die Schuhe der Kaiserin Elisabeth. Aber an die fünfeinhalb Kilo sind die Kurierstiefel schwer, die nach dem französischen Minister Turgotine genannt wurden. Neben dem Leder von Haifisch und Seehund ist übrigens auch die Haut von Storch, Frosch und — Mensch zu sehen.

Die Sammlung des Wieners Ludwig Schmidt geht bis in jene Tage zurück, da der frömmste aller Schuster auf dieser Erde wandelte. Das war der heilige Krispin, der sich mit seinem Landsmann und Glaubensgenossen Krispinian zur gemeinsamen Lebensführung verbunden hatte. Die beiden reichen Römer gehörten zu den ersten Christen. Sie schenkten alle ihre Habe den Armen und gingen auf Wanderschaft, um den Heiden das Evangelium zu predigen. Bis nach Gallien kamen sie. Und da sie am Tage als Bekehrer wirkten, so mußten sie, um ihr täglich Brot zu verdienen, die Nacht zu Hilfe nehmen. Bei dieser Gelegenheit erfand dann Krispin, der die Kerze hinter die wassergefüllte Glaskugel stellte, die später so beliebte Schusterkugel. Es waren eben arme Schlucker, auf alle Weise darauf bedacht, mit geringen Mitteln ihr Dasein zu fristen und das Erarbeitete den Notleidenden zu schenken. In Deutschland kennt man noch heute den Vers:

> „Sankt Krispin machte den Armen Schuh
> Und stahl das Leder auch dazu."

Der Heilige wird also in dieser Hinsicht auch heute nicht richtig gewürdigt. Noch viel schlimmer aber soll es ihm zu seinen Lebzeiten ergangen sein. Da verfiel er der Geißel der Christenverfolgung. Man hängte ihm und dem armen Krispinian Mühlsteine um den Hals und warf die beiden in die Aisne. Doch gelang es den frommen Männern trotzdem, das rettende Ufer zu erreichen. Nun tauchte man sie in siedendes Pech. Aber völlig unbeschadet, ja, geradezu erfrischt kamen sie wieder an die Oberfläche. Ihrem Henker jedoch raubte das spritzende Pech das Augenlicht.

Nach der einen Legende hat man den frommen Schustern den Kopf abgeschlagen, nach der anderen sind sie schließlich nach England gekommen. Shakespeare hat ihrer in seinem Heinrich V. Erwähnung getan, anläßlich der Schlacht bei Azincourt, die an dem Kalendertag stattfand, der Sankt Krispin gewidmet worden ist. Und da die Schlacht mit einem gewaltigen Sieg der Engländer über die vierfache Übermacht der Franzosen endete, so wurde aus dem frommen Büßer schließlich ein streitbarer König, dem man noch eine Gemahlin, einen Prinzen und eine Prinzessin an die Seite stellte. In feierlicher Prozession trugen die Schuhmacher ihren Schutzpatron durch die Straßen. In Edinburg folgten ihm die beiden Häuser des Parlaments, in London auch der Lordmajor der britischen Hauptstadt.

Von den Gebeinen der beiden Heiligen kam ein Teil nach Rom. Das meiste aber vermochte Kaiser Karl der Große zu retten. Er brachte sie nach Osnabrück, wo er zu ihren Ehren eine Kathedrale gründete.

Früher soll es verhältnismäßig oft vorgekommen sein, daß die Schuhmacher sonderlich auf dem Lande hinkten oder in anderer Weise am Gehen behindert waren. Der Volksmund ist denn auch nicht müßig gewesen, an diese sicherlich stark übertriebene Behauptung ein fröhliches Märchen zu knüpfen. Als nämlich Krispin in den Himmel gekommen war und die Schuhmacher zum ersten Mal sein Namensfest begehen wollten, da bat der Heilige den Herrn der Heerscharen, man möge doch den braven Handwerkern einen kleinen Blick in das Paradies vergönnen. Das wurde denn auch gewährt, wenigstens den besten unter ihnen. Krispin ließ also eine lange Leiter auf die Erde hinab. Alsbald entstand drunten ein gefährliches Gewühl. Die Bescheidenen, die zugleich die Würdigsten waren, gerieten dabei ins Hintertreffen. Aber die Selbstbewußten, die mit den spitzen Ellenbogen, drängten sich vor und rasten die Leiter hinauf. Nun hatte an jenem Tage gerade Sankt Paulus die Wacht am Himmelstor. Denn Sankt Peter feierte seinen Namenstag und mußte selbst die Messe zelebrieren. Paulus aber war seit seinem Fall von Damaskus leider etwas taub geblieben. Und als nun Peter rief: „Sursum corda — Empor die Herzen!" da verhörte sich Paulus. Er glaubte, er solle die Leiter wieder hinaufziehen. Und das tat er auch. Die armen Schuhmacher aber purzelten hart auf den Erdboden und hätten sicher den Tod davongetragen, wenn nicht die gütige Vorsehung sie davor bewahrt hätte. Immerhin — eine ganze Weile war es ein großes Hinken bei den Männern der wackeren Zunft. Es kann nicht wundernehmen, daß diese Legende weder aus dem ernsten Deutschland noch aus dem nüchternen England, sondern aus der gallischen Provence stammt . . .

Der Zettel.

Kurzgeschichte von **Richard Kirn.**

Glahn ging in das Zimmer des Kleinen, um ihm einen Mordsstunk zu machen, wie man das nennt.

Der Kleine war keineswegs klein, sondern ein hochaufgeschossener und gar nicht schmaler Bursche von zweiundzwanzig Jahren. Er war der Jüngste im Betrieb, und darum nannten sie ihn den Kleinen. Aber dieser Himmelhund, wie ihn Glahn heimlich schimpfte (und nicht nur heimlich), dieser Himmelhund also, der sich am Anfang so gut angelassen hatte, schien in letzter Zeit merkwürdig zerstreut. Er kam unpünktlich, seinen Arbeiten fehlte die rechte Lust, sie waren ohne Gewissenhaftigkeit getan, Glahn ärgerte sich maßlos über den Kleinen. Ohne Schwung — das hätte er noch hingehen lassen, aber ohne Gewissenhaftigkeit? Nein.

Glahn hatte ihm ein dutzendmal Bescheid gesagt: höflich, energisch, grob zuletzt. Der Kleine wurde noch blasser, als er es ohnehin war. Er versicherte, daß es anders würde. Aber heute hatte er wieder einen Bock geschossen, einen kapitalen sozusagen. Und jetzt war Glahns Geduldsfaden gerissen. Jetzt würde er den Kleinen so gehörig aufbügeln, daß ihm Hören und Sehen vergehen sollte.

Glahn trat in das Zimmer. Es war leer. Der Kleine war „eben mal weg". Glahn ging an den Schreibtisch, nahm mechanisch ein paar Papiere auf, er blätterte gelangweilt, ohne etwas dabei zu denken, im Kalenderblock. Da fiel ihm ein Zettel in die Hände, der ganz obenauf lag. Er las ihn, ohne es zu wollen. Die Rotschrift war deutlich genug. Erstens, stand auf dem Zettel, vor elf Uhr nicht rauchen! Zweitens, energisch geschrieben: Nicht nach zwölf Uhr zu Bett gehen. Drittens: Heute abend nichts trinken. Viertens: Endlich etwas sparen!

Sieh an, dachte Glahn, der Kleine! In diesem Augenblick sah er sich selbst als Siebzehnjähriger im Zimmer seines damaligen Chefs. Im weißen Kittel. Er sah noch alles. Den altmodischen Kassenschrank. Den immer sauberen Schreibtisch mit dem schönen grünen Bezug. Das gerahmte Bild mit den Schloten und langgestreckten Schuppen: Zementwerke Soundso V. Er stand zerknirscht. „Nein", schrie ihn der Chef an. „Nein. Ich sage es Ihnen — wer so leichtsinnig ist wie Sie, aus dem wird nie etwas, nie!" Er wollte etwas entgegnen. Besserung geloben, eine Entschuldigung stammeln. Der Alte aber tobte: „Gehen Sie jetzt! Ich kann Sie nicht mehr sehen." Der Siebzehnjährige hatte geschluckt. Tränen stiegen ihm in die Augen.

Nein, in Teufels Namen, er selber, Glahn, spürte plötzlich so etwas Feuchtes an den Wimpern. Er, der alte Esel von weit über vierzig, hatte es doch zu etwas gebracht. Es war nicht leicht gewesen. Das Wort „Aus Ihnen wird doch nie etwas!" hatte ihn damals beinahe zugrundegerichtet. Aber wollte er, Glahn, nicht gerade etwas Ähnliches mit dem Kleinen tun? Das ging jetzt nicht mehr. Nach dieser Erinnerung. Nach diesem Zettel.

Der kleine Mandelbaum.

Von Dora Eleonore Behrend.

Da stehst du vor mir, kleiner Mandelbaum, besteckt mit den rosaroten Röschen deiner Blüten.

Das nordische Herz, das eben noch im Rhythmus der Wellen des östlichen Meeres seine langsame Arbeit tat, schlägt schneller, füllt sich mit heißer Sehnsucht.

Mandelbäumchen, du Gast aus dem Süden, Sendling fremden Frühlings. Ganz einzeln noch und fürwitzig mit jungem Stamm und dem zierlichen Werk deiner Ästchen, gleich Strichen in japanischer Tusche.

Du stehst da, ein wenig verfroren, und man möchte die Hände um dein Blühen legen, damit die kalte Luft der Berge dir nicht weh tut.

Kein Rasen, der sprießt und blüht, auf dem die Grashalme fett drängend ihre Halme hervorschießen. Vielleicht ahnt man hier und da zwischen bleichen Schäften das heftige Eiergelb und Tintenviolett der Krokusse.

Noch nicht — — noch nicht!

Nur der kleine Mandelbaum steht da rosenrot und wie hingezaubert. Er singt seine Melodie vom Fremden, vom Lockenden, das den nordischen Menschen, den Hohenstaufen Enkel zum Kreuzfahrer machte. Kleine sehnsüchtige Melodie der Ferne, des Südens und des ewigen Frühlings, zierlich und leicht. Nun aber zittert es plötzlich herab aus den Bergen, den Tannen und den schweren Wolken, ein Schleier von Schneeflocken tanzt herunter, umhüllt auch den kleinen Mandelbaum.

Ich sehe ihn nicht mehr, wie ein Gitter aus weißen Stäben liegt es vor ihm.

Ach wir, die wir viel Enthaltsamkeit üben müssen, denen die Natur karg gibt, und die statt Fülle das Wort Heimat setzen, stehen betrübt. Wir zittern um das Mandelbäumchen, den kleinen fremden Gast.

Wird es am Leben bleiben? Wird er es überstehen?

Und dann hört der weiße Tanz auf, ebenso schnell wie er begonnen. Irgendwo lugt schon ein Fetzen blauen Himmels durch die Wolkendecke.

Die bronzegelben Rasenplätze leuchten doppelt, denn nun liegt auf ihnen, wie Tropfen auf edlem Metall, der schmelzende Schnee.

Auf dem Hang aber rührend und lieblich, ja fast ein wenig feierlich steht der kleine Mandelbaum.



Bunte Chronik



Unbekannte Seuche fordert zwölf Tote.

Das Dorf Ponikowicze in Ostgalizien ist von einer geheimnisvollen Seuche befallen worden, an der innerhalb von zwei Tagen hundert Bewohner des Dorfes erkrankt und zwölf gestorben sind. Nach den vorliegenden Beschreibungen hat die Krankheit influenzaartigen Charakter, ruft aber außerdem Krankheitserscheinungen am Gehirn hervor. Auf Anordnung der Behörden sind die Schulen des Dorfes und in der Umgebung geschlossen und alle Bewohner des Dorfes isoliert worden. Ein Lemberger Bakteriologe hat sich zur Untersuchung der Krankheit in das verseuchte Dorf begeben.

*

Schlösser, die auf dem Speicher liegen . . .

Der amerikanische Zeitungskönig Hearst ist sein Leben lang von einer unersättlichen Sammelwut besessen gewesen. Seit 1891 hat er in Newyork, in seinem kalifornischen Marmorschloß und seinem schottischen Landsitz ungeheure Massen von Kunstwerken aus allen Epochen, vor allem im gotischen und Renaissancestil angehäuft. Jetzt hat er allgemeinem Drängen nachgegeben und sich entschlossen, einen Teil seiner Sammlung zu veräußern, um auf diese Weise seinen enormen privaten Verpflichtungen nachkommen zu können.

Bei dieser Gelegenheit stellte sich heraus, daß Zeitungskönig Hearst die angekauften Kunstwerke aus aller Welt noch gar nicht einmal alle ausgepackt hatte. So beispielsweise ein altes spanisches Schloß, das er einst Stein für Stein in seine Bestandteile zerlegen, sorgfältig einpacken und per Schiff nach Newyork transportieren ließ. Als das also verpackte Schloß in Newyork ankam, war Hearst gerade mit geschäftlichen Angelegenheiten überlastet und ordnete die Überführung der Kisten in einen großen Möbelspeicher am Broadway an.

Dort ruht der herrliche spanische Bau bis heute vergessen und unbeachtet und wartet noch immer auf den Tag, der ihn zu neuem Leben im Lande der Dollar erweckt. Vielleicht wird der vorgesehene Auktionstag zugleich auch sein Auferstehungstag.



Lustige Ecke



Unübertreffbare Faulheit.



„Wenn du dich das nächste Mal umdrehst, dann schau doch gleich nach, wieviel die Uhr ist!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.